

ERIN DUFFY | Allein mit dem Teufel

Zum Buch

Seit Alex als kleines Mädchen einen Tag im Büro ihres Vaters an der Wall Street verbringen durfte, träumte sie davon, in seine Fußstapfen zu treten und Börsenmaklerin zu werden. Als sie keine zwanzig Jahre später das eindrucksvolle Gebäude von Cromwell Pierce betritt, ihren extrem einschüchternden Chef Ed Ciccone kennenlernt und von ihren Kollegen zum Einstand einen Kinderstuhl mit der Aufschrift »Girlie« geschenkt bekommt, erkennt Alex, dass sie es hier als Frau alles andere als leicht haben wird. Doch Alex beweist Talent und erkämpft sich nach und nach den Respekt ihres Teams. Die Männer hören auf, sie »Girlie« zu nennen, und plötzlich hat Alex statt einem Haufen Macho-Kollegen achtunddreißig ältere Brüder und einen potenziellen Freund ... Doch dann kommt das Jahr 2008. Die Luft an der Wall Street wird immer dünner, und während Alex Stress und einen rauen Umgangston gewöhnt war, mutiert ihr Job bei Cromwell Pierce nun wirklich zum Albtraum. Bis Alex eines Morgens klar wird: Es ist an der Zeit, eine Entscheidung zu treffen und die Konsequenzen zu tragen.

»Scharfsinnig, unterhaltsam und absolut zeitgemäß.« *Booklist*

Zur Autorin

Erin Duffy studierte Englisch an der Georgetown University in Washington, D.C. und arbeitete danach über zehn Jahre an der Wall Street. *Allein mit dem Teufel* ist ihr erster Roman. Erin Duffy lebt in New York.

ERIN DUFFY

Allein mit dem Teufel

Roman

Aus dem Amerikanischen von Ingrid Klein

Diana Verlag

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
Bond Girl bei William Morrow,
An Imprint of HarperCollins Publishers, New York



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 12/2012
Copyright © 2012 by Erin Duffy
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012
by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion | Kerstin Fuchs
Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München
Umschlagmotiv | © Originalcovergestaltung Harper Collins
Herstellung | Helga Schörnig
Satz | Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 2012
978-3-453-35651-1

www.diana-verlag.de

Für meine Familie.

Für meine Brüder Scott, James und Christopher.

*Danke, dass Ihr mich immer
so unglaublich zum Lachen gebracht habt.*

*Aber besonders für meine Eltern. Für meinen Vater,
mein Idol, der mich stets zu einem Leben an der »Street«
ermutigt hat, das mir immer noch unverdient vorkommt,
auf das ich aber mächtig stolz bin. Und für meine Mutter,
meine Mentorin, die gelassen sogar die schlimmsten
Entscheidungen mitgetragen hat (und glauben Sie mir,
davon gab es reichlich), und die immer fand,
dass ich schreiben sollte.*

Ich schätze, Ihr hattet beide recht.

Wie ich Euch alle liebe!

Prolog

Die riesengroße Sandkiste für Erwachsene

*I*ch bin zu alt dafür.

Klick.

Um sechs Uhr morgens meldet sich mein Radiowecker, plärrende Musik zerstört die wunderbare Stille, und der neueste Song von Beyoncé erinnert mich daran, dass das Wochenende vorbei ist. An Montagen aufzuwachen ist an sich schon ätzend, aber an Montagen mit einem wahnwitzigen Kater aufzuwachen, einem Kater, der bis zu den schmerzenden Fußnägeln reicht, ist nahezu unmöglich. Halb im Koma taste ich unter dem Kissenstapel am Kopfende nach der Fernbedienung des Weckers, um noch weitere köstliche zehn, vielleicht zwanzig Minuten zu dösen. Glücklicherweise finde ich die Fernbedienung irgendwo in der oberen rechten Ecke des Betts, schwenke sie in Richtung Nachttisch und bete darum, dass es wieder leise wird im Zimmer. Soweit es in einem Apartment im dritten Stock in Manhattan überhaupt jemals leise sein kann.

Viele Menschen träumen davon, in New York City aufzuwachen. Verdammt, Sinatra hat sogar einen Song darüber geschrieben! Es sei denn, man *versucht zu schlafen*; dann kann New York mörderisch sein, besonders für sehr müde, verkaterter Menschen. Wenn man wie ich entschlossen ist, seinen Horror vor dem Sonntagabend in eineinhalb Flaschen Pinot Noir zu ertränken und bis ein Uhr morgens zu den Wiederholungen

von *Law and Order* eine Schachtel Parliaments zu rauchen, dann ist New York City um sechs Uhr morgens unbestreitbar die Hölle auf Erden. Als ich mein schuhkartongroßes Apartment in West Village für 4 000 Dollar monatlich anmietete, hätte mir eigentlich klar sein müssen, dass ein Fenster im dritten Stock in der Greenwich Avenue mit freier Sicht auf eine Feuerwache nicht das Beste für den REM-Schlaf ist. Seit ich hier wohne, kenne ich so etwas wie Ausschlafen – oder auch nur Tiefschlafphasen – nicht mehr.

Ich döse gerade wieder ein, als der blöde Radiowecker sich erneut einschaltet. Jetzt verkündet der widerwärtig muntere DJ die Uhrzeit, die Verkehrsnachrichten und das Wetter. »Besser ihr kommt in die Gänge, Leute! Es wird ein weiterer feuchter, heißer und schwülwarmer Tag im Big Apple.« Offensichtlich hat der DJ keinen Sonntagabendblues gehabt. Oder vielleicht liebt er einfach seinen Job und muss sich sonntagabends nicht besaufen. Es soll Leute geben, die dieses Glück haben.

Ich muntere mich selbst auf, so wie jeden Morgen, bevor ich mich zu Cromwell Pierce aufmache, einem der größten Machtzentren der Wall Street. *Du kannst das, Alex! Du schaffst das! Du lässt dich nicht von ihm unterkriegen!* Selbstgespräche zu führen, ist mir zur Gewohnheit geworden, seit ich an der Wall Street arbeite. Wenn es in dieser Geschwindigkeit weitergeht, werde ich mit dreißig vollkommen durchgeknallt sein.

Zu meinem Entsetzen stelle ich fest, dass die Großpackung Schmerztabletten, die mir über die vergangenen sechs Monate geholfen hat, im Badezimmer liegt. Aber da mein Kopf bestimmt gleich explodiert, bleibt mir keine andere Wahl, als aufzustehen. Ich schwinge die Beine aus dem Bett und stelle die Füße auf den kühlen Holzfußboden. In Kürze werde ich meine schmerzenden Zehen in zwölf Zentimeter hohe Stiletto zwängen, in denen meine vierundzwanzig Jahre alten Knie sich wie

die einer Sechzigjährigen fühlen. Ich schlurfe ins Bad und betätige den Schalter an der Wand, was dank der grellen Beleuchtung des Spiegelschranks einem tätlichen Angriff auf meine Augäpfel gleichkommt. Stöhnend blinzele ich, bis die blauen Pünktchen verschwinden und ich mich auf mein Spiegelbild konzentrieren kann. Blindheit wäre eine Gnade. Auf dem College war es nie so schlimm, die Schäden einer durchzechten Nacht zu begutachten, und irgendwie sehe ich nur zwei Jahre nach dem Examen abgehärmt aus als früher nach einer vergleichbaren Nacht an der University of Virginia. Ich beschließe, das auf die Beleuchtung zu schieben.

Der Blick in den Spiegel sagt mir, dass ich die ganze Nacht mein Gesicht ins Bettzeug gepresst haben muss; ich befürchte, dass die Abdrücke auf der einen Seite nur chirurgisch entfernt werden können. Meine langen, dunklen Haare sind total verknotet; ich werde mindestens eine Stunde brauchen, um sie durchzukämmen. Mein gewöhnlich rosiger Teint ist blass und ausgetrocknet, und ich habe dunkle, geschwollene Ringe unter meinen grünen Augen. Ich habe es versäumt, mir die Zähne zu putzen, bevor ich mein Gesicht ins Kissen gebohrt habe; heute Morgen sind sie blau, und auf meinen Lippen prangt eine dunkelrote Kruste, die ehrlich gesagt eine wirklich hübsche Lippenstiftfarbe abgeben würde. Sollten die Leute bei Sephora mal ausprobieren, aber möglichst ohne vorherige Alkoholvergiftung.

Nur noch fünf Minuten, murmele ich vor mich hin, während ich mich gegen die Duschwand lehne und mir einen Schwall kochend heißes Wasser über meinen halbwachen Körper laufen lasse. Ich frage mich, ob Menschen aufrecht stehend schlafen können wie beispielsweise Kühe? Wenn man unter der Dusche einschlief, könnte das leicht dazu führen, dass man nach zwei Tagen tot aufgefunden würde, wenn das Wasser durch den Fußboden ins darunter gelegene Apartment gesickert wäre. In

meinem Fall würde Juan, der Hausmeister, meine Tür aufbrechen, zwei leere Weinflaschen, einen überquellenden Aschenbecher, einen Karton Hühnchen Lo Mein auf dem Couchtisch und meinen nackten, verschrumpelten Körper in der Dusche finden.

Oh nein. Nein, nein, nein, nein! Ich werde *nicht* in der *New York Post* als das Mädchen, das verkatert in seiner eigenen Dusche ertrank, auftauchen. Ich humple aus dem Bad und ziehe Chinos und eine weiße Bluse an. Ich binde mir einen bunten Schal um meine ehemals schlanke Taille und kann nur hoffen, dass keiner im Büro bemerkt, dass ich immer noch betrunken bin. Das ständige Trinken hat dazu geführt, dass meine Klammotten alle etwas zu straff sitzen, eine der vielen unwillkommenen Nebenwirkungen der Arbeit an der Street. Oh Freude. Ich mache mich auf die Suche nach meiner lebensnotwendigen Ausrüstung: iPhone, Portemonnaie und Schlüssel.

Das Schlimmste an einem abendlichen Totalabsturz ist immer der nächste Morgen, wenn man versucht, all die Dinge wiederzufinden, die für das tägliche Überleben essenziell sind. Ich lokalisiere mein iPhone schließlich hinter einem Sofakissen, und aus irgendeinem mir unerklärlichen Grund liegt mein Portemonnaie im Kühlschrank neben einer weiteren Weinflasche. Aber meine Schlüssel kann ich ums Verrecken nicht finden. Nirgends. Und mein Apartment ist, wie bereits erwähnt, nicht groß. Ich werfe einen Blick auf den vollen Aschenbecher auf dem Couchtisch. Ich weiß, dass ich keine Zigaretten in der Wohnung hatte, als ich gestern nach Hause gekommen bin, weil ich letzten Donnerstag mit dem Rauchen aufgehört habe. Was bedeutet, dass ich irgendwann gestern Abend zu der vierundzwanzig Stunden geöffneten Bodega gegangen bin ... was bedeutet, dass ich meine Schlüssel noch hatte, um die Wohnungstür wieder aufzuschließen. Zumindest hat der Alkohol

meine deduktiven Fähigkeiten noch nicht dauerhaft beschädigt. Als ich meine Haustür aufreiße, bestätigt sich mein Verdacht; das war der Grund, weshalb ich darauf bestanden habe, in einem Gebäude mit Concierge zu wohnen. Ohne einen solchen wäre ich gestern Nacht wahrscheinlich in meinem eigenen Bett ermordet worden, und mein Gesicht wäre in jedem Fall auf der Titelseite der *Post* gelandet. Es gibt keine kleinen Siege im Leben.

Ich schnappe mir meine Sporttasche und die Zeitung, eile aus dem Apartment und winke einem Taxi. Ich überfliege die Titelseite des *Wall Street Journal*. Die Schlagzeilen berichten von einer weiteren großen Investmentbank, die pleitegegangen ist. Die Börsenkurse sind seit 1920 innerhalb eines Quartals noch nie so stark gefallen; weitere Entlassungen im Finanzsektor werden angekündigt. Das ist nicht gut für meine Kopfschmerzen. Im Fixed Income, der Abteilung für den Handel mit Anleihen und Zinsprodukten, zu arbeiten, genauer gesagt am Handeltisch für Staatsanleihen, war in letzter Zeit eine Tortur. Schatzbriefe sind die sicherste Geldanlage der Welt – außer man legt das Geld unter die Matratze –, sodass wir bis zum Umfallen zu tun hatten, weil jeder seine Aktien und andere Wertpapiere in Schatzbriefe umtauschen wollte. Die letzten Monate waren unglaublich stressig. Eine Umfrage unter zufällig ausgewählten Wall-Street-Angestellten würde mit Sicherheit ergeben, dass die Mehrzahl sich häufiger betrinkt dieser Tage. Ich kann mich vage daran erinnern, wie es noch vor wenigen Monaten war – bevor alles wirklich schlimm wurde, bevor wir alle uns in den Schlaf trinken mussten. Ich war nicht immer so. Ich kontrolliere schnell mein Telefon und stelle fest, dass ich Anrufe von meinen besten Freundinnen Annie und Liv verpasst habe. Ich höre die Mailbox gar nicht ab, weil ich eh weiß, was sie gesagt haben. Ihnen ist nur zu bewusst, dass ich schlecht drauf bin. Sie wissen auch, dass der Weinladen nach Hause liefert.

Zwanzig Minuten später hüpfte ich aus dem Taxi und renne durch eine schwere Messingtür, in deren marmornen Türsturz *Cromwell Pierce* eingraviert ist. Ich versuche, mich leichtfüßig zu bewegen, sodass das *Klick, klack, klick* meiner hohen Hacken nicht in der höhlenartigen Lobby widerhallt, während ich zum Fahrstuhl gehe. Dabei wiederhole ich mein neues morgendliches Mantra:

Klick, klack, klick. Ein paar Stunden, ein paar Stunden lang kriegst du alles auf die Reihe. Locker.

Klick, klack, klick. Vielleicht ist er heute nicht da.

Klick, klack, klick. Natürlich ist er heute da. Er ist immer da. Du bist am Arsch, Alex. Du bist total am Arsch.

Ich starre auf die Messingleiste am Fahrstuhl, während ich in den zweiten Stock fahre. Als ich aussteige, bin ich umgehend konfrontiert mit Sicherheitsleuten und stelle meine Taschen auf das Fließband, das durch einen Röntgenapparat läuft. Ich hasse diese Apparate aus tiefster Seele. Eines Morgens hatte ich einen Tanga in meiner Tasche – warum, möchte ich momentan lieber nicht vertiefen –, und das war ausgerechnet der Tag, an dem der Sicherheitsmann mich aufforderte, den gesamten Inhalt meiner Tragetasche vor aller Augen auszubreiten, damit er sich davon überzeugen konnte, dass ich nicht irgendwelche geheimen Waffen bei mir trug. Die Sicherheitsüberprüfungen an der Wall Street kommen gleich nach denen im Weißen Haus. Das ist keine Beschwerde. Ich will damit nur sagen, dass man manchmal seine Handtasche nicht durchleuchtet haben möchte, das ist alles.

Der Fahrstuhl ist rappelvoll, und ich stehe neben zwei Männern mittleren Alters in perfekt gebügelten Hosen und pastellfarbenen Polohemden. Ich weiß nicht, wer für die Besetzung des Films *Wall Street* verantwortlich war, aber wer auch immer es war, hat sich nie bei *Cromwell Pierce* umgeschaut. Wenn

irgendeiner meiner Kollegen auch nur entfernt Charlie Sheen oder Michael Douglas ähnlich sähe, würde das Arbeiten sehr viel mehr Spaß machen. Während ich ausdruckslos ins *Journal* blicke, lausche ich ihrer Unterhaltung. Beiläufig fragt der Mann im blauen Polohemd den Typen im gelben Polohemd: »Warst du am Wochenende draußen?«

»Klar, Southampton. Habe Samstag auf dem Shinnecock gespielt.«

»Ah, sehr schöner Kurs! Wie lief's?«

»Hatte ein paar Probleme am Tee, aber ziemlich gut, danke. Und du?«

»West Hampton. Hab mich ein bisschen der Familie gewidmet, bevor mein Sohn wieder zur Uni muss.«

»Oh, wie schön. Wohin?«

»Brown. Er spielt dort Lacrosse.«

»Fantastisch. Welche Position spielt er? Mein Sohn ist im zweiten Studienjahr in Harvard.«

»Harvard, hm? Das ist großartig. Er ist Verteidiger. Und deiner?«

»Mittelfeld.«

»Wir müssen irgendwann mal zu einem Spiel gehen und die Jungs anfeuern, nicht wahr?«

»Absolut. Kann es kaum erwarten, dass die Saison beginnt. Bears gegen Crimson wird ein Spitzenspiel.«

Beide Männer nicken.

Doch das war nur die Oberfläche ihrer Unterhaltung. Unterhalb des höflichen Geplänkels verlief das wirkliche Gespräch ungefähr so:

»Mein Golfclub ist teurer als deiner, was bedeutet, dass ich mehr Geld verdiene als du.«

»Geh zum Teufel mit deinem exklusiven, weltberühmten Club! Mein Junge wird Lacrosse in der Ivy League spielen.«

»Oh, du denkst, das ist was Besonderes? Mein Junge *spielt bereits* in der Ivy League.«

»Na toll! Wenn dein Junge Mittelfeldspieler ist, heißt das, dass er kleiner und schwächer ist als meiner. Hoffentlich treten sie mal gegeneinander an, dann nietet mein Sohn deinen auf dem Feld glatt um.«

»Wir werden nie, niemals miteinander reden, bei welchem Spiel auch immer! Ich werde so tun, als hätte ich dich noch nie im Leben gesehen.«

»Harvard ist für Schwuchteln.«

»Brown ist für Weicheier.«

Blitzmeldung: Ich arbeite in einer riesengroßen Sandkiste für Erwachsene.

Ich habe mich nicht immer so gefühlt. Voriges Jahr hätte ich diese Unterhaltung noch amüsant gefunden. Es hätte mich interessiert, was auf den Märkten los war. Ich wäre begeistert zur Arbeit gegangen. Aber seit 2008 ist alles echt mies.

Ledergesicht und Seestern-Ted

Es ist nicht überraschend, dass ich in einer Branche arbeite, die von Männern beherrscht wird. Ich habe immer schon gern mit Jungs gespielt. Ich mochte mich gern schmutzig machen, mir die Knie aufschürfen und Frösche fangen. Ich mochte lieber Baseball mit den drei Callahan-Jungs auf der Straße als Himmel und Hölle mit meiner kleinen Schwester Cat in der Auffahrt spielen. Meine Eltern lachten, wenn ich schlammbespritzt nach Hause kam. Ich galt als interessanter Kontrast zu meiner ruhigen Schwester, die alle körperlichen Aktivitäten bis auf Seilspringen oder mit Kreide malen ablehnte. Anfänglich hatten die Callahans nichts dagegen, dass ich mitspielte, und warum auch? Ich war ein leichter Gegner und half ihnen, ihre schwachen männlichen Egos weiterzuentwickeln. Bis zu dem Tag, an dem ich einen Home Run schlug, einen hoch fliegenden, schnellen, unmöglich zu fangenden Ball ins rechte Außenfeld – auch bekannt als die Hecke um den Rasen der Callahans. Ich wetzte wie der Wind übers Feld. Als ich das Schlagmal erreichte, markiert von einem Küchenhandtuch, hüpfte ich auf und ab und genoss es, gepunktet zu haben gegen Jungs, die älter, größer, schneller und stärker waren. Benny Callahan, mit zehn zwei Jahre älter als ich und der stärkste der Gruppe, gefiel das nicht. So wie die meisten Jungs – und später Männer – hasste er es, dass ein Mädchen ihn herausgefordert und auch noch gewonnen hat.

»Ich will nicht mit einem blöden Mädchen spielen! Geh doch nach Hause und spiel mit deinen Puppen!«

»Sei nicht so ein schlechter Verlierer!«, schrie ich. Es war meine erste Lektion, dass Erfolg, egal ob klein oder groß, Folgen hat.

»Geh nach Hause! Deine Eltern wollen dich wahrscheinlich gar nicht. Deshalb hast du einen Jungennamen. Meine Mom hat mir gesagt, deine Eltern wollten lieber einen Jungen.«

»Das ist nicht wahr! Alex ist ein Mädchenname!«

»Alexandra ist ein Mädchenname. Alex ist ein Jungename. Deine Eltern mögen dich nicht und wir auch nicht!«

Ich hatte nie darüber nachgedacht, dass ich nur Alex hieß, nicht Alexandra. Autsch.

»Ich hasse euch!«, brüllte ich. Die Freude über meinen Sieg war wie weggeblasen. Ich lief weg und kam gerade nach Hause, als mein Dad von der Arbeit zurückkehrte.

»Was ist los?«, fragte meine Mutter, als sie mich umarmte. »Hast du dir beim Baseball wehgetan?«

»Nein«, jammerte ich und entzog mich ihrer Umarmung. »Benny hat gesagt, ich habe einen Jungennamen und ihr habt mich nicht Alexandra genannt, weil ihr lieber einen Jungen wolltet!« Ich heulte so laut, wie nur eine Achtjährige es kann, wenn sie sich mit der Tatsache konfrontiert glaubt, dass ihre Eltern sie nicht lieben.

Mein Vater kniete sich vor mich hin, als würde die größenmäßige Anpassung es ihm leichter machen, mich zu trösten. »Das stimmt nicht«, versicherte er mir. »Dein Name ist Alex, weil er einzigartig ist, genau wie du. Es gibt Millionen Alexandras, aber nur eine Alex.«

»Das glaub ich dir nicht!«, schluchzte ich hysterisch und rannte aus dem Zimmer. Wie sollte ich es in diesem Haus bis zum Abschluss der Highschool mit Eltern aushalten, die mich

nicht wollten? Meine Eltern fanden mich im Wohnzimmer, eingerollt auf der Couch.

»Hey, möchtest du morgen mit mir zur Arbeit gehen?«, fragte mein Dad.

»Geht nicht«, sagte ich. »Ich hab Schule.«

»Tja, wie wäre es, wenn du morgen nicht zur Schule gingest? Stattdessen kommst du mit mir zur Arbeit, und wir verbringen den Tag zusammen. Würde dir das gefallen?«

Ich sah Mom an und suchte die Bestätigung, dass ich die Schule schwänzen und den Tag in New York City mit meinem Dad verbringen durfte. Sie lächelte und nickte.

»Wirklich?«, fragte ich meinen Dad. Bis dahin war alles, was ich vom Job meines Vaters wusste, das, was ich sah, wenn ich ihn zusammen mit Mom am Bahnhof abholte. Ich saß in der Regel hinten im Wagen und wartete auf die Einfahrt des Zuges. Dann beobachtete ich, wie Dutzende Männer, die Anzüge, Krawatten und Trenchcoats trugen, aus dem Zug stiegen und die Treppe zum Parkplatz hinuntereilten. Einige wenige Frauen in Röcken mit passenden Blazern stiegen auch aus dem Zug. Sie trugen weiche Lederaktentaschen und Socken und Turnschuhe zu ihren Röcken. Sie sahen alle unglaublich *wichtig* aus. Ich konnte kaum den Tag erwarten, an dem ich ebenfalls in dem Zug zusammen mit Erwachsenen fahren und meine eigene Aktentasche tragen würde. Auf die Turnschuhe und die Socken könnte ich allerdings gut verzichten. Ich wischte mir die Augen mit dem Ärmel trocken. »Können wir mit dem Zug in die Stadt fahren? Mit dem, mit dem du jeden Tag fährst?«

»Und ob! Wir nehmen morgens den Zug, und ich zeige dir, wo ich arbeite. Dann gehen wir Mittag essen und dann zu FAO Schwarz. Wie klingt das?«

Das klang gut. Wer brauchte schon die Callahan-Jungs, wenn er neue Spielsachen kriegte?

Es wurde ein Ritual. Mein Dad nahm mich ein paarmal pro Jahr mit in sein Büro, sogar noch bevor es einen offiziellen »Take Your Child to Work«-Tag gab. An Tagen, an denen die Märkte früh schlossen und er nicht beschäftigt war, erlaubte er mir, ihm und den anderen Erwachsenen bei der Arbeit zuzusehen. Wir nahmen den Zug von Connecticut zur Grand Central Station, und dann die U-Bahn zur Wall Street, wo er als Banker bei Sterling Price arbeitete. Dann saß ich an seinem Schreibtisch und spielte mit all seinen Computern. Er hatte zwei verschiedene Tastaturen, mehr Telefonanschlüsse, als ich Freunde hatte, und ich hatte unbegrenzten Zugang zu Süßigkeiten und Keksen aus der Cafeteria im Erdgeschoss. Von dem Moment an, an dem ich den Glamour der Wall-Street-Maschinerie wahrnahm, war es um mich geschehen. Die City vibrierte wie kein anderer mir bekannter Ort; sie war und ist das ökonomische Epizentrum des Universums. Alle bewegten sich zielgerichtet: Man sah nie Leute, die schlenderten oder in den verschlungenen Straßen südlich des Kanals einen Schaufensterbummel machten. Da unten waren die Menschen immer beschäftigt. Zeit war Geld, und Geld war alles, woran jeder dachte: wie man es machte, wie man es behielt, wie man sicherstellte, dass nicht irgendjemand mehr hatte als man selbst. Es war elektrisierend.

»Beeil dich, Alex! Hier wirst du umgerannt, wenn du nicht aufpasst!« Mein Dad winkte mir, ihm zu folgen und schlängelte sich durch die Menschenmassen, während ich versuchte, sein marineblaues Jackett im Auge zu behalten. Männer im Finanzdistrikt traten ziemlich großspurig auf in ihren Nadelstreifen – sie waren die Yankees von Lower Manhattan. Alles, was ich Downtown sah, wirkte teuer: Männer trugen elegante italienische Anzüge, seidene Hermès-Krawatten, glänzende Lederschuhe. Als ich die New Yorker Börse das erste Mal sah, war es, als erblickte ich den Parthenon. Die amerikanische Flagge hing

stolz an einer der vielen ionischen Säulen, das Gebäude erstreckte sich über einen ganzen Häuserblock. Ich war erst acht Jahre alt, aber ich hatte bereits das Gefühl, Teil von etwas ganz Besonderem zu sein. Mir taten die Menschen leid, die diesem Ort nie nah genug kommen würden, um zu ermessen, was sie versäumten, und ich war unheimlich glücklich, dass ich nicht zu ihnen gehörte. Ich beschloss, dass sich das nie ändern sollte.

Mein Vater hatte keine Ahnung, dass diese Tage mein gesamtes Leben bestimmen würden.

»Das Business« nannten mein Vater und all die anderen Wall-Street-Typen die Finanzindustrie, als ob es keine anderen Berufe auf der Welt gäbe. Und für sie traf das auch zu. Als ich das allererste Mal mit ihm in sein Büro ging, wusste ich, dass es das war, was ich tun wollte. Meine Eltern machten sich immer lustig darüber, dass ich so viel Energie hatte, manchmal zu viel. Meine Lehrer kritisierten, dass ich zu viel redete während des Unterrichts, dass ich durch die Flure rannte, dass ich den Unterschied zwischen meiner »inneren« und meiner »äußeren« Stimme nicht kannte. Wie sehr ich mich auch bemühte, ich schien meine Energie nie im Zaum halten zu können, und ich befürchtete, dass es etwas war, was mir später im Erwachsenenalter Probleme machen würde.

Aber in den Korridoren von Sterling Price rannten alle. Außerdem, soweit ich das beurteilen konnte, gab es so etwas wie eine innere Stimme gar nicht, und alle hingen nur den ganzen Tag am Telefon oder unterhielten sich miteinander. Es war wie ein riesiger Erwachsenenenspielplatz, wo Leute all das tun konnten, was mir immer verboten war. Es war fantastisch! Ich hatte das Gefühl, eine Welt zu betreten, wo alles, was mich von den anderen Kindern unterschied, geschätzt wurde. Ich hatte das Gefühl hierherzugehören. Von dem Moment an hatte ich nur noch den Traum, an der »Street« zu arbeiten – ich wollte nie Balletttän-

zerin werden, Astronautin oder Lehrerin. Aus mir wurde die Achtjährige, die in der Finanzwelt arbeiten wollte – das merkwürdige, frühreife, »interessante« Kind. Meine Lehrer fanden mich amüsant. Meine Mutter nahm an, dass ich da rauswachsen würde. Aber sie irrte. Ich wusste in der vierten Klasse zwar nicht, welches Mäppchen ich haben wollte, aber welchen Beruf ich ergreifen wollte, das wusste ich. Und sobald ich mir einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, konnte mich niemand davon abbringen.

Die nächsten zwölf Jahre widmete ich dem Ziel, einen Job an der Wall Street zu ergattern. Ursprünglich, weil ich dachte, dass der Job echt Spaß machen würde, aber auf dem College ging es dann noch um etwas anderes. Als ich älter wurde, begriff ich, dass ich privilegiert war. Mein Vater verdiente gut, um Geld mussten wir uns nie Sorgen machen. Als ich an die University of Virginia kam, wurde mir bewusst, dass viele Studenten für ihre Ausbildung Kredite aufnehmen mussten. Ich nicht. Einige konnten zu Thanksgiving oder Ostern nicht nach Hause, weil die Flüge zu teuer waren. Ich verglich nicht mal die Preise, bevor ich einen Flug buchte. Einige Studenten mussten für ihr Taschengeld jobben – ich hatte von meinen Eltern eine Kreditkarte bekommen. Mir wurde klar, dass der Beruf meines Vaters mir einen Luxus gestattete, den ich für selbstverständlich hielt, bis ich den schützenden Kokon des vorstädtischen Connecticut verließ und die wirkliche Welt betrat. Wobei das College noch nicht mal die wirkliche Welt war. Es war ein beängstigender Augenöffner. Ich wollte als Erwachsene nicht ohne den Luxus leben, mit dem ich aufgewachsen war. Ich wollte mir keine Gedanken machen müssen, wie ich nach dem Examen meine Rechnungen bezahlen würde, oder total abhängig sein von einem Mann. Ich wollte meinen Kindern die gleiche wundervolle Erziehung bieten, die ich gehabt hatte, unabhängig von meinem

ehelichen Schicksal. Das wollte ich mehr als alles andere. Die »Street« konnte dafür sorgen. Nebenbei gesagt – niemand arbeitete im Business, weil er Aktien oder Anleihen mochte, richtig? Gemocht wurde die finanzielle Sicherheit. Das galt auch für mich. Also gab ich in meinem letzten Studienjahr in der Jobvermittlung des Campus meine Bewerbungsunterlagen ab und machte mich über verschiedene Firmen schlau, um meinen Favoriten herauszufiltern.

Sobald ich mich mit den verschiedenen Top Ten der Handelshäuser beschäftigte, wurde mir klar, dass ich zu Cromwell Pierce wollte. Mein Vater arbeitete bei Sterling Price, Cromwells härtestem Konkurrenten. Sterling war eine konservative Firma alter Schule. Cromwell stand in dem Ruf, jünger und hipper zu sein und dass es mehr Spaß machte, dort zu arbeiten. Der Hauptsitz befand sich in Downtown, abseits vom Touristenmekka Midtown Manhattan, aus dem einige der Banken mittlerweile abgewandert waren. Ich beschloss, mich für das Sales&Trading-Trainee-Programm zu bewerben und nicht fürs Investmentbanking. Was mir am Job meines Vaters nicht gefiel, war nämlich, dass er meistens unglaublich lange arbeitete – und er hatte gesagt, dass man anfangs von *mir* erwarten würde, sechzehn Stunden täglich *und* an den Wochenenden zu arbeiten. Das wollte ich auf keinen Fall. Verkäufer und Händler hatten deutlich humanere Arbeitsbedingungen, und an Wochenenden zu arbeiten, wurde selten verlangt. Es war eine sehr leichte Entscheidung. Meine Mutter schickte mir ein schwarzes Kostüm, in dem ich aussah wie eine Working-Girl-Barbie. Aber es war ein notwendiges Übel, wenn ich Eindruck bei den Leuten, die das Bewerbungsinterview führten, schinden wollte. Es gab mehr als einhundert Studenten, die sich auf nur drei Stellen bewarben, und während wir alle im Jobvermittlungszentrum des Campus saßen und darauf warteten, aufgerufen zu werden, stieg die Spannung. Ich hatte mich fleißig

vorbereitet: das *Wall Street Journal* zwei Wochen lang jeden Tag gelesen, tagsüber CNBC geguckt, um mir den Fachjargon anzueignen, von dem ich durch meinen Dad bereits einiges aufgeschnappt hatte, und so viel wie möglich über Cromwell gelernt. Ich war gut vorbereitet; zumindest glaubte ich das.

Als mein Name aufgerufen wurde und ich in einen kleinen, fensterlosen Raum geführt wurde, hatte ich weiche Knie vor Angst und Lampenfieber. An einem großen Mahagonischreibtisch saßen zwei Männer mittleren Alters und erwarteten mich. Ich nahm vor ihnen Platz und atmete ein letztes Mal tief durch, bevor ich sie anlächelte und meine Hände sittsam im Schoß faltete.

Der Mann zur Rechten, ein breitschultriger blonder Typ namens Ted soundso, der eine rosa Krawatte mit einem gelben See-sterne trug, machte den Anfang.

»Also, Alex, hier steht, dass Sie Ihren Master in Finanzwesen gemacht haben. Glauben Sie, dass Sie das adäquat für einen Job an der Street qualifiziert?«

»Nun ja, kurz gesagt: Nein, das glaube ich nicht. Ich glaube, ein solides Grundwissen ist hilfreich, aber soweit ich gehört habe, gibt es auf der ganzen Welt kein Seminar, das einen auf eine Karriere an der Wall Street vorbereitet. Man hat einfach keine Ahnung, worum es dabei geht, bis man es tatsächlich tut.«

Beide nickten leicht. Teds Nebenmann, ein etwas älterer Mann, dessen Schläfen bereits ergrauten und dessen ledrige Haut auf viel Zeit im Freien deutete, stellte die nächste Frage.

»Was ist die Quadratwurzel von zwei?«

Die Quadratwurzel von zwei? Hat zwei überhaupt eine? Die Quadratwurzel einer Zahl war selbst eine Zahl. Die Quadratwurzel von sechzehn war vier, und die Quadratwurzel von vier war zwei. Was zum Teufel war die Quadratwurzel von zwei? Es konnte nicht eins sein, weil eins mal eins immer noch eins war. Also musste es eine höhere Zahl als eins sein, aber kleiner als

zwei. Ein Bruch. Mist. Ledergesicht lächelte. Dann kam mir die Erleuchtung.

»Die Quadratwurzel von zwei ist eine irrationale Zahl. Ich kenne nicht die genaue Zahl, aber wenn man sie mit sich selbst multipliziert, ergibt es zwei.«

Ledergesicht lehnte sich zurück und lächelte anerkennend, während Ted seine Seesternkrawatte richtete.

»Interessante Antwort. Sie haben eine sehr eigene Art zu analysieren, Miss Garrett. Das mögen wir im Business. Außerhalb der gewohnten Bahnen zu denken ist eine wichtige Fähigkeit, und die kann man nicht lernen. Entweder man hat sie, oder man hat sie nicht.«

»Danke.« Ich atmete erleichtert durch, schlug meine Beine übereinander und bemerkte, dass ich eine kleine Laufmasche am linken Knöchel hatte. Na spitze.

Seestern-Ted sah mich durchdringend an. »Drücken Sie Ihre Zahnpasta von oben oder von unten aus der Tube?«

Ich rutschte unruhig hin und her auf meinem Stuhl. *Was zum Teufel hatte das denn hier zu suchen?*

»Ob ich was tue?«, fragte ich verwirrt.

»Drücken Sie die Zahnpasta von oben oder von unten aus der Tube?«

Okay, also im Ernst, was für ein dämliches Interview war das denn? Ich überlegte, dass ich die Frage am besten ehrlich beantworten sollte, weil herauszufinden, was diese Jungs im Sinn hatten, mir sinnlos erschien. »Ich ... ähm ... weder noch. Ich benutze eine dieser Zahnpastapumpen.«

Ledergesicht lachte. »Sie sind die Erste, die nicht versucht herauszufinden, welche Antwort wir von Ihnen hören wollten.«

»Gibt es eine korrekte Antwort?«

»Ja«, antwortete Seestern. »Sie ist allerdings strittig, Pumpen-Girl.«

Pumpen-Girl? Ich glaube nicht, dass ich so genannt werden möchte.

Der Rest des Interviews war einfach. Wir sprachen über meine Bewerbung und meinen familiären Hintergrund. Ich glaube, einen Investmentbanker als Vater zu haben, brachte mir einige Pluspunkte ein. Als ich das Jobcenter verließ, hatte ich ein ziemlich gutes Gefühl, was mein Meeting mit Ledergesicht und Seestern-Ted betraf. Zwei Wochen später erhielt ich einen Brief, in dem mir eine Position im Trainee-Programm für Analysten von 2006 angeboten wurde. Ab Juli sollte ich in der Abteilung für Staatsanleihen arbeiten. Mein lebenslanger Traum hatte sich erfüllt. *Achtung, Wall Street!*, dachte ich. *Ich komme!*

Da mein neuer Job im Juli begann und ich unter keinen Umständen jeden Morgen um fünf aufstehen würde, um von Connecticut mit dem Zug in die City zu fahren, machte ich mich schnell an die grausame Aufgabe, dort ein Apartment zu finden. Glücklicherweise wollte meine beste Freundin Liv auch umziehen, sodass wir beide zwei Wochen nach unserem Examen durch Manhattan sausten und eine nicht rattenverseuchte und für uns bezahlbare Wohnung suchten. Wir fanden schließlich eine, die für zwei Leute ausreichte, und zogen am 15. Juni ein. Wir machten aus unserer Zwei-Zimmer-Wohnung in Murray Hill eine Drei-Zimmer-Wohnung, indem wir eine Trennwand im Wohnzimmer aufstellten und so ein zusätzliches Schlafzimmer schufen. Ich bekam das richtige Schlafzimmer und Liv das abgetrennte, das nicht größer war als eine Gefängniszelle, aber besseren Fußboden hatte. Im Wohnzimmer konnte man knapp ein Sofa, einen winzigen Couchtisch und vier Personen unterbringen. Unser Einkommen betrug zusammengenommen mehr als hunderttausend Dollar – viel nach normalen Maßstäben – und trotzdem konnte keine von uns sich ihr eigenes Apartment

leisten. Von all den Dingen, die toll sind an New York – die Mieten gehören nicht dazu. Liv hatte einen Job in einer anderen Investmentbank, aber in der Personalabteilung, und wir brauchten eine Bleibe in Manhattan, um uns den Horror des Pendelns zu ersparen.

Wir schleppten unsere Siebensachen, was nicht viel war, mit Hilfe meiner Freundin Annie in den Lastenaufzug und hoch in den zwölften Stock. Annie und ich hatten uns im ersten Studienjahr an der University of Virginia angefreundet. Wir wohnten auf demselben Flur im selben Wohnheim. Eines Nachts, als sich unsere Tutorin mit ihrem Freund in ihrem Zimmer eingeschlossen hatte, klauten wir das Sofa aus der Lounge und trugen es in Annies Zimmer am Ende des Flurs. Als sie eine Woche später erwischt wurde, musste sie zur Strafe einen Monat lang die Post in der Poststelle der Uni sortieren. Aber sie verriet der Tutorin nicht, dass der große Couchraub von 2002 von meiner Wenigkeit initiiert wurde. Dafür werde ich sie immer lieben.

Annie hatte beschlossen, so lange wie möglich zu studieren, und wollte ihren Master in Psychologie an der New Yorker Uni machen. Nachdem sie herausgefunden hatte, wie früh Liv und ich aufstehen mussten, seit wir zur arbeitenden Bevölkerung gehörten, war sie ziemlich sicher, dass sie dieses Ziel nicht anstrebte.

»Wie um alles in der Welt schafft ihr es, um halb sechs aufzustehen und um drei Uhr nachmittags nicht wie ein Zombie auszusehen?«, fragte Annie. »Das ist unchristlich.« Sie sah mich auf die gleiche Art an, wie ich Menschen über vierzig ansehe, die nicht verheiratet sind: mit unverstelltem Mitleid. Sie saß auf dem Fußboden im Wohnzimmer und klemmte sich die blonden Locken hinter die Ohren. Annie hatte als Kind Sport getrieben und besaß einen gelenkigen, wohlgeformten Körper, den ich nicht mal hätte, wenn ich mich ausschließlich von Karotten

ernähren würde. Ich weiß das genau. Ich habe es fast das ganze erste Studienjahr probiert.

»Ich bin sicher, dass ich mich daran gewöhnen werde«, sagte ich, während ich meine Pullover in den Schrank stopfte.

»Ich würde lieber sterben«, fügte Annie hinzu.

»Bist du aufgeregt?«, fragte Liv, während sie zwei Umzugskartons mit einem Teppichmesser zerlegte und sie flach an die Wand lehnte. Mit ihren perfekt manikürten Nägeln pflückte sie Staubflusen von ihren schwarzen Spandex-Shorts und fuhr sich mit dem Ärmel über die Stirn. »Ich fange erst nächste Woche an und habe ziemlichen Schiss.«

»Ich bin aufgeregt und ein klein wenig nervös. Es ist ein bisschen wie der erste Schultag. Neue Leute, neue Orte. Ich hoffe, ich vermassle es nicht total.«

»Du wirst es prima machen«, versicherte Annie mir, als sie sich erhob, um in ihre eigene Wohnung an der Upper West Side zu gehen – und damit meine ich die Wohnung, die ihre Eltern unterhielten, um zweimal im Jahr eine Show in Manhattan zu besuchen. Sie umarmte mich schnell und winkte Liv zum Abschied zu, als sie zum Fahrstuhl ging. »Ruf mich morgen an und sag mir, wie es gelaufen ist!«, rief sie über ihre Schulter.

Ich half Liv, Kartons in den Abstellraum am Ende des Flures zu tragen, und die nächsten paar Stunden beschäftigten wir uns mit Auspacken, Säubern, Aufhängen, Bügeln, Scheuern und Organisieren. Und wir versicherten uns wieder und wieder, wie toll wir es fanden, unser eigenes Apartment in Manhattan zu haben. Um halb zehn – viele Kartons waren noch nicht ausgepackt – ging ich zu Bett und betete, dass meine erste Arbeitswoche gnädig mit mir sein würde. *Ich bin sicher, dass es nicht zu schlimm wird*, redete ich mir gut zu. *Es ist nur ein Job. Wie schlimm kann das schon sein?*

Sie ist süß. Ist sie was für mich?

Am ersten Tag war ich so aufgeregt, dass ich kaum Luft bekam. Ich fasste es nicht, dass ich das Ziel erreicht hatte, das ich mir als Achtjährige gesetzt hatte. Aber so war es. Und ich war bereit, alles zu tun, was die Menschen innerhalb dieses Gebäudes auch immer taten. Ich setzte mich zu den anderen insgesamt fünf- und zwanzig neuen Analysten in einem Konferenzraum im Hauptflur des Gebäudes. Ich sah mir die anderen jungen Menschen in dem Bewusstsein an, dass sie alle aus dem gleichen Grund hier waren: Geld und vielleicht die eine oder andere Aktie. Ich befürchtete nur, dass meine romantischeren Motive, die meinen wunderbaren Kindheitserinnerungen und dem Wunsch, meinem Vater nachzueifern, entsprangen, dazu führten, nicht mit ihnen konkurrieren zu können. Ich redete mir ein, dass der Rest der Gruppe die Fibonacci-Folge wahrscheinlich schon mit zwölf auswendig gekannt hatte. Meine Aufregung steigerte sich sehr schnell zu Angst, und je länger ich in diesem Konferenzraum saß, desto mehr wurde aus meiner Angst reines Entsetzen. Wir saßen dort schweigend und hörten uns den Vortrag einer übergewichtigen Frau mit dunklem, lockigem Haar und leuchtendem Lippenstift an, die auf dem Podium stand.

»Willkommen bei Cromwell«, sagte sie enthusiastisch. »Mein Name ist Stacey. Ich bin die Leiterin der Personalabteilung.« Ganz kurz verzog sich ihr fuchsienroter Mund zu etwas, das

vage einem Lächeln ähnelte. »Bitte achten Sie darauf, dass Ihre Namensschilder während der ersten Wochen ständig gut sichtbar sind. Das hilft Ihnen beim gegenseitigen Kennenlernen, und es hilft Ihren neuen Kollegen, sich Ihre Namen zu merken. Bitte öffnen Sie jetzt Ihre Einführungsmappen!« Gehorsam schlugen wir die marineblauen Mappen auf dem Tisch vor uns auf und begannen, sie durchzublättern. »Sie finden darin Ihr persönliches Handbuch für Angestellte, das alle Regeln und Bestimmungen von Cromwell enthält. Es erläutert, was Sie tun und nicht tun sollen, beschreibt allgemeine ethische Dilemmas, die sich für Sie als neue Analysten möglicherweise ergeben, und wie Sie damit umgehen, und, was noch wichtiger ist, Sie erfahren darin, welche Gründe aus unserer Sicht eine Entlassung rechtfertigen. Schenken Sie den Ausführungen über elektronische Kommunikation größte Aufmerksamkeit. In E-Mails oder Chat-Nachrichten sollten Sie nichts schreiben, was Sie nicht auf der Titelseite des *Wall Street Journal* sehen wollen. Wenn Sie glauben, es könnte für die Firma oder Sie selbst peinlich werden, schreiben Sie es nicht. Wenn Sie E-Mails erhalten, die unangebrachte Abbildungen oder Material enthalten, löschen Sie sie. Wenn Sie antworten, werden Sie dafür verantwortlich gemacht, mit den Firmenprinzipien unverträgliches Material verbreitet zu haben, was zu Ihrer Entlassung führen kann. Lesen Sie unbedingt das Handbuch! Ab jetzt wird von Ihnen erwartet, dass Sie den gesamten Inhalt zur Kenntnis genommen haben. Sollten Sie eine der Regeln übertreten, können Sie sich also nicht damit herausreden, nichts davon gewusst zu haben. Haben das alle verstanden?«

Wir saßen weiterhin schweigend da. Einige der eifrigen Analysten in der ersten Reihe nickten, aber diese halbherzige Reaktion reichte Stacey anscheinend nicht. Gestützt auf die Ellbogen beugte sie sich vor und fragte uns wieder, jetzt jedoch lauter:

»Haben Sie verstanden?« Sie betonte jede Silbe und verzichtete dieses Mal auf das Lächeln.

Wir antworteten unisono: »Ja!«

Wo sind wir hier – im Kindergarten?, fragte ich mich. *Kapiert, Stacey, wir gehören ganz dir.* So schwer war es ja auch wieder nicht zu verstehen.

»Wenn Sie irgendwelche Fragen haben, Ihre Einführungsmappe enthält die Namen und Telefonnummern der Abteilungsleiter und der entsprechenden Kontaktpersonen in der Personalabteilung. Sie wissen sicher, in welche Abteilung auf welcher Etage Sie müssen. Aus jeder Abteilung erwartet jemand Sie am Fahrstuhl und begleitet Sie. Davon abgesehen wünsche ich Ihnen einen *großartigen* Tag, und noch einmal, willkommen bei Cromwell Pierce! Sie gehören jetzt zu einer der angesehensten Firmen der Finanzwelt.«

Wir erhoben uns, und ich ging mit allen anderen zu den Fahrstühlen. Ich zählte sieben Frauen. Die Ivy Leaguers führten uns an und verhielten sich wie eine Gruppe Alphamädels, die ich aus der Junior Highschool kannte. Ich hatte die University of Virginia besucht, eine intellektuell minderwertige Universität in ihren Augen. Ich fühlte mich, ob gerechtfertigt oder nicht, wie eine Außenseiterin. Jedenfalls nicht gerade so, wie ich meinen ersten Tag beginnen wollte.

Die Hierarchie in den meisten Wall-Street-Handelshäusern war klar umrissen: In den ersten paar Jahren ist man Analyst und hat die Pflicht, so viel wie möglich zu lernen und dem Rest »des Teams« unverzüglich sein bestelltes Mittagessen aus der Lobby herbeizuschaffen. Als Nächstes wird man Associate, dann Vice President, dann Director, dann Managing Director, und von da an steht einem mit ziemlicher Sicherheit der Weg in den Aufsichtsrat oder dergleichen offen. Für mich spielte das keine Rolle. Ich musste einzig und allein wissen, dass ich die blutige

Anfängerin war, blutiger ging es nicht, und deshalb für *jeden* zu arbeiten hatte. Ich schätzte, solange ich das nicht vergaß, würde alles gut gehen. Wenigstens hoffte ich das, denn nach allem, was ich gehört hatte, war es ganz schlecht, seinen Platz auf der Karriereleiter nicht zu kennen.

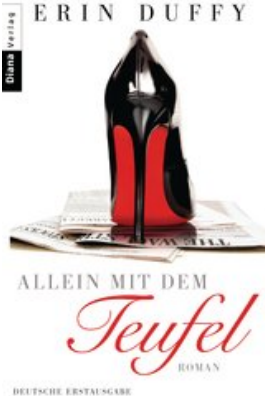
Ich war eine von zehn Analysten, die aus dem Fahrstuhl stiegen, als sich die Türen im elften Stock öffneten. Wir waren alle verschiedenen Ressorts, genannt »Desks«, in der Fixed-Income-Abteilung zugeteilt, der Abteilung für den Handel und Verkauf von Anleihen und Zinsderivaten. Im Flur wurden wir schon erwartet; alle wussten irgendwie, welchen ahnungslosen Analysten sie sich unter den Nagel reißen konnten. Als ich den Marmorfußboden betrat, wurde ich umgehend von einem stämmigen Mann mit unerhört grünen Augen und kurzem braunem Haar in Empfang genommen. Er war imposant und weltmännisch, auf robuste Weise attraktiv, die Art von Typ, die sofort Aufmerksamkeit auf sich zieht. Ich schätzte ihn auf Mitte vierzig, weil seine Schläfen schon leicht grau wurden, aber es war schwer zu sagen. Ärgerlicherweise ist das bei Männern häufig der Fall. Er schien mit jeder Pore so mühelos Charisma zu verströmen wie andere Menschen Schweiß. Seine Chinos und sein blau-weiß-kariertes Hemd waren makellos gebügelt, und sein brauner Tweed-Blazer saß perfekt. Er sah wie ein braunhaariger Ken aus, nur eben aus Fleisch und Blut. Als er die Hand zur Begrüßung ausstreckte, bemerkte ich, dass seine Finger dick und plump, aber seine Haut glatt und die Nägel perfekt manikürt waren. Ein interessanter Gegensatz: der Inbegriff eines Machos, der makellos polierte Nägel schätzte. Das war mein erster Kontakt mit einem waschechten Cromwell-Händler, und, weit wichtiger, mein erster Kontakt mit Ed Ciccone, besser bekannt als Chick. Meinem Boss.

Chick war ein Veteran auf dem Parkett. Ich erfuhr, dass er bereits seit zwanzig Jahren im Business war, fünfzehn davon auf

exakt diesem Parkett. Er war smart, liebte Konkurrenzkampf und konnte so gut wie alles verkaufen. An der Street war er bekannt dafür, ausgiebig zu feiern, verschwenderisch zu leben und mit wenig bis null Schlaf auszukommen. Er war unglaublich erfolgreich, äußerst beliebt und mächtig einschüchternd. Mit Formalitäten verschwendete er keine Zeit. Nach einem kurzen Händedruck drehte er sich um und ging in Richtung Handelsaal. Es war ein riesiger Raum, der nahezu die gesamte Etage des Gebäudes einnahm, bis auf das Foyer bei den Fahrstühlen und einer Kaffeebar im Flur gleich daneben, um die herum es vor Menschen wimmelte, die wahrscheinlich schon genug Koffein intus hatten, sowie einige wenige Büros an den Seiten. Vom Flur bei den Fahrstühlen aus hörte ich Ausrufe auf dem Parkett und spürte, wie meine Hände feucht wurden. Es schien das absolute Chaos zu sein. Menschen – neun von zehn waren Männer – rasten durch den Saal, wetzten mit ihren Loafers den ehemals flauschigen Teppich weiter ab, redeten, lachten, fluchten. Einige trugen Krawatten und Jacketts, die meisten jedoch Chinos und ihre jeweilige Stimmung auf der Stirn. Auf dem Weg zu der schmalen Treppe, die hinunterführte ins Parkett, mussten wir uns durch eine Menschenmenge schlängeln. Zum ersten Mal sah ich riesige Flaggen von der Decke hängen, Trophäen der Firma für die Auszeichnungen, die sie im Laufe der Jahre erhalten hatte, ähnlich den Championship-Flaggen im Madison Square Garden. Der Raum war enorm groß. Hier konnte ein Mädchen sich leicht verlaufen und erst mithilfe der Hundestaffel der New Yorker Polizei wieder aufgespürt werden. Ich merkte, wie meine Beine zu zittern anfangen.

Chick redete unglaublich schnell, so als bräuchten seine Lungen weniger Sauerstoff als die normaler Menschen. Sein Lächeln war freundlich und seine Haltung herzlich, aber gleichzeitig hatte ich das dumpfe Gefühl, dass er, sollte ich es vermasseln,

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Erin Duffy**Allein mit dem Teufel**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 368 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-35651-1Diana

Erscheinungstermin: November 2012

Der Teufel trägt nicht mehr Prada, sondern er arbeitet an der Wall Street

Alex Garretts Traum von einem Job an der Wall Street geht in Erfüllung, als sie mit Mitte zwanzig die heiligen Hallen von Cromwell Pierce betritt. Dass sich ihr Traumjob bald zu ihrem persönlichen Albtraum entwickelt, liegt an Ed Ciccone: exzentrisch, Furcht einflößend, ein Mann der unmöglichen Ansprüche – und Alex' Chef. Mit zusammengebissenen Zähnen und klugen Entscheidungen erarbeitet sie sich Eds Respekt. Doch der große Crash steht kurz bevor, und bald muss Alex sich fragen: Kann sie ihrem Arbeitgeber die Treue halten, oder ist es an der Zeit, das sinkende Schiff zu verlassen?